

Wie verwirklicht die Evangelisch-methodistische Kirche ihre missionarische Aufgabe in ihren ökumenischen, gesellschaftlichen und politischen Beziehungen?¹

VON WALTER KLAIBER

Die Formulierung unseres Themas hat mir Kopfzerbrechen bereitet. Insbesondere hat mich die Bedeutung der indikativischen Fassung dieses Satzes beschäftigt. Ist nach einer Beschreibung des Ist-Zustandes gefragt? Soll ich etwas darüber berichten, wie die Evangelisch-methodistische Kirche tatsächlich heute ihren Auftrag erfüllt? Oder steckt in dieser Formulierung eher eine „modale“ Bedeutung, etwa in dem Sinne: Wie kann, wie soll, wie muß die Evangelisch-methodistische Kirche ihren Auftrag verwirklichen? Ist also eher eine Wegbeschreibung gewünscht?

Ich werde beide Fragestellungen aufnehmen, der zweiten aber größeres Gewicht geben.

In einer anderen Richtung möchte ich dagegen meine Aufgabe eher einschränken. Ich kann nur von der Evangelisch-methodistischen Kirche in Kontinentaleuropa reden. Zwar dürfte das meiste von dem, was ich in grundsätzlicher Hinsicht sage, auch für die Vereinigten Staaten oder Afrika gelten und über die Evangelisch-methodistische Kirche hinaus auch für die Britische Konferenz und ihre Schwesternkirchen Bedeutung haben. Aber wenn es um die praktische Situationsanalyse und Wegbestimmung geht, würde sicher vieles für deren Lage noch einmal ganz anders zu sagen sein. Ganz aus dem Blick verlieren möchte ich aber diesen weiteren Horizont nicht – und insbesondere, wenn es um die Frage der sogenannten *Connexio*² geht, wird er einbezogen werden müssen.

1. Der Auftrag

Wenn wir fragen, wie die Evangelisch-methodistische Kirche ihre missionarische Aufgabe erfüllt, dann ist es sicher nicht unangemessen, daß wir uns zuerst noch einmal klar machen und vergewissern, was unser Auftrag ist. Dabei möchte ich uns nicht nur zu den Ursprüngen der methodistischen Bewegung zurückführen, sondern wenigstens ganz knapp auch zu deren Wurzeln im missionarischen Auftrag, den uns das Neue Testament gibt, zurückgehen.

Die missionarische Beauftragung der Jünger und der Gemeinde ist im Neuen Testament allerdings nicht überall mit den gleichen Begriffen und Vorstellungen formuliert. Wenn wir das Neue Testament in seiner jetzt vorliegenden Form durchmustern, stoßen wir auf drei Ausprägungen dieses Auftrages, die gewissermaßen, wie in konzentrischen Kreisen, dessen Horizont umreißen.

a) Als Jesus seine Jünger während seiner irdischen Wirksamkeit aussandte, gab er ihnen den Auftrag, die Nähe der Gottesherrschaft zu verkündigen und Taten der Befreiung und Heilung zu tun, zu denen er sie bevollmächtigt hatte (Mt 10,7ff/Lk 10,1-12). Obwohl der geographische Horizont dieser Aussendung nicht über Judäa und Galiläa hinausreichte, ist der theologische Horizont der weiteste von allen Missionsbefehlen. Es gilt nichts anderes zu tun, als Gottes Herrschaft anzukündigen und Zeichen seiner Herrschaft aufzurichten. Die Reaktion der Hörer mag für diese selber wichtig sein (Mt 10,12ff); für die Ankündigung der nahen Gottesherrschaft hat sie aber keine grundlegende Bedeutung!

b) In den Aussendungsworten des Auferstandenen wird der geographische Kreis universal erweitert: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur“ (Mk 16,15; vgl. Mt 28,29). Zugleich aber wird die Zielsetzung enger gefaßt: Ziel der Mission ist es, „Jünger zu machen“ (Mt 28,19), d. h. Menschen in die Gemeinschaft mit Jesus und den anderen Jüngern zu führen. Dies geschieht durch die Taufe, dem Sakrament der Eingliederung in den Leib Christi, und durch das Lehren der Gebote Christi.

c) In den Missionsreden der Apostelgeschichte und der Verkündigung des Paulus wird der Brennpunkt noch schärfer: Ziel dieser Verkündigung ist der Ruf an den einzelnen Hörer zur Umkehr und zum Glauben, d. h. zur persönlichen Annahme der in Christus gewirkten und im Evangelium proklamierten Versöhnung, zu einem Leben im Frieden mit Gott; kurz gesagt, Ziel der Verkündigung ist der Ruf zum Heil.

Es wäre nun reizvoll zu zeigen, wie in diesen drei Formen des missionarischen Auftrages im Neuen Testament schon der Kern der heutigen unterschiedlichen Missionstheologien angelegt ist. Hier muß es uns genügen, darauf hinzuweisen, daß der Methodismus bei der dritten Konzeption einsetzt. Der Ruf zum Glauben, und zwar zum persönlichen Glauben, der sich nach der Gewißheit des Heils und der Erfüllung mit Gottes Liebe ausstreckt, steht im Mittelpunkt der Verkündigung Wesleys und der frühen Methodisten. „To save souls“, dies und nichts anderes ist der Auftrag der methodistischen Prediger, und Wesley hat es ihnen immer wieder eingescharft.³ Dabei ist wichtig, den reformatorischen Aspekt dieser Botschaft

zu beachten. Aus Glauben gerettet zu werden, heißt, aus Gnaden gerettet zu werden, bedingungslos von Gott angenommen und in seine Gemeinschaft aufgenommen zu sein, ohne Rücksicht auf das, was wir leisten oder haben, allein aufgrund der Liebe Gottes zu uns.⁴

Zugleich aber betonen Wesley und der frühe Methodismus die schöpferische Kraft dieser Gnade. Heil bedeutet nicht nur Vergebung der Sünde, Bewältigung der Vergangenheit, sondern zugleich auch Erfüllt-werden mit der Liebe Gottes, die unser Leben gestaltet und leitet, es bedeutet die Wiederherstellung des Menschen zum Ebenbild Gottes, die Erneuerung seines Verhältnisses zu Gott, zu sich selbst und zu seinen Mitmenschen.⁵

Und zum großen Entsetzen jeder reformatorischen Theologie gehört zu dieser Botschaft auch, daß Menschen befähigt werden, Mitarbeiter Gottes zu werden, die mit den Gaben, die Gott ihnen schenkt, mitwirken an dem Heil, das Gott für sie und andere wirkt.⁶ Das ist gemeint mit der „schriftgemäßen Heiligung“, die die Methodisten über die Lande verbreiten sollen, ein Leben aus der Kraft der Gnade und der Liebe, das grundsätzliche und praktische Auswirkungen hat, und zwar insbesondere auf das Leben in der Gemeinschaft.

„There is no holiness than social holiness“, sagt Wesley.⁷ Die Gemeinschaft mit Gott begründet Gemeinschaft von Menschen untereinander, die von Gottes Liebe geprägt und geformt ist. Wesleys Gemeinschaften und Klassen waren Ausdruck dieser Überzeugung. „Jünger zu machen“ ist also Teil des Auftrages, Heiligung zu verbreiten.

Da Heiligung sich nicht auf persönliche Heiligung beschränkt, hat sie Auswirkungen auf das Wirken in der Gesellschaft. Im ursprünglichen Methodismus drückte sich dies besonders in der Sendung zu den Armen aus, zugleich aber auch in der Verantwortung für die Gesetze und Strukturen der Gesellschaft.⁸

„To reform the nation“ oder wie es dann in den Vereinigten Staaten hieß: „To reform the continent“ ist die zusammenfassende Formulierung dieses Aspektes unseres Auftrages.⁹ Leider hat Wesley nicht genau ausgeführt, was er damit meinte. Aber er hat die Richtung angezeigt und deutlich gemacht, daß sich die Mission seiner Bewegung nicht nur auf die Herzen der Individuen oder auf den Aufbau einer Kirche, sondern auch in die Gesellschaft hinein ausrichtet, in der Zeichen der Herrschaft Gottes und seiner Liebe aufgerichtet werden sollen, gleich wie reformierbar sich diese Gesellschaft erweist!

Lassen Sie mich das zusammenfassen:

„To save souls – to spread scriptural holiness – to reform the nation“, das sind die klassischen Beschreibungen des Auftrages der Methodisten.

Dieser Auftrag ist durch und durch missionarisch, ausgerichtet auf andere Menschen. Methodismus kann nie nur „Verein zur christlichen Gemeinschaftspflege sein“, so sehr die Pflege von Gemeinschaft dann auch Teil des methodistischen Lebens ist. Aber es ist nicht seine *raison d'être*, der Grund seiner Existenz. Dieser Grund ist Mission. Diese Mission aber ist nicht primär darauf ausgerichtet, aus Menschen Methodisten zu machen. Die Existenz der methodistischen Bewegung war zunächst ganz auf den „Sauer- teigcharakter“ ausgerichtet, Veränderung auch über den eigenen Kreis hinaus zu bewirken. Darin liegt ihr ökumenischer Charakter begründet. Es gibt sehr bewegende Abschnitte in Wesleys Appeals, in denen er Christen anderer Traditionen, Juden, Muslime, ja selbst sogenannte Heiden daraufhin anspricht, von ihren eigenen Voraussetzungen aus sich Gott zuzuwenden.¹⁰

Natürlich hat die Bewegung dann auch viele Menschen angezogen, die sich ihr angeschlossen haben. Und sie wird immer auch Leute brauchen, die ihr Anliegen unterstützen. Aber sie verwirklicht ihren Auftrag nicht schon damit, methodistische Kirche zu sein, die Tradition zu pflegen, Wesleys Lieder zu singen und sich um den eigenen Nachwuchs zu kümmern. Die Evangelisch-methodistische Kirche verwirklicht ihren missionarischen Auftrag nur dann, wenn sie die Botschaft von Gottes Gnade in die Herzen der Menschen trägt, die sie am nötigsten brauchen, wenn sie das Wirken der Liebe Gottes im Leben ihrer Glieder und in der Gestalt ihrer Gemeinschaft bezeugt und wenn sie Zeichen dieser Liebe in die Gesellschaft – insbesondere aber zu den Armen und Vernachlässigten in ihr – hinausträgt.

2. Die Situation

In einem zweiten Teil möchte ich ganz knapp die derzeitige Situation unserer Kirche in Kontinentaleuropa charakterisieren. Ohne Zweifel stand in Mitteleuropa der Aspekt der Evangelisation, d. h. die Aufgabe, Seelen zu retten, über viele Jahre im Mittelpunkt methodistischen Selbstverständnisses.¹¹ Dazu trat vor allem in den Anfängen das Anliegen der Heiligung, und zwar in der Form, wie es von der Heiligungsbewegung des 19. Jahrhunderts vertreten wurde: Das Streben nach persönlicher Heiligung, die sich einerseits im Erfüllt-werden mit Gottes Geist, andererseits durch klare Regeln für die persönliche Lebensführung verwirklicht. Diese Regeln wurden dann auch noch weiter tradiert, als die geistliche Seite des Verlangens nach Heiligung immer weniger bekannt war.¹²

Der gesellschaftsbezogene Aspekt von Heiligung wurde vor allem in der praktischen Diakonie gelebt, wobei durch die Arbeit der Diakonissen die Krankenpflege sehr stark in den Vordergrund trat. Dabei hatte die Arbeit der Diakonissen eine doppelte Bedeutung. Sie gab Frauen eine sinnvolle und anerkannte Betätigung in der Gesellschaft, und sie stellte für Arme und Reiche eine gute Krankenpflege zur Verfügung. Zumindest im deutschen Methodismus kam es darüber hinaus kaum zu gesellschaftskritischen Ansätzen. Die Nonkonformität im religiösen Bereich führte zu möglichst großem Konformismus im gesellschaftlichen und politischen Bereich. In der Festschrift einer Gemeinde der ehemaligen Evangelischen Gemeinschaft ist z. B. folgender Bericht über das Verhalten der Gemeinde während eines großen Streiks zu lesen: „Auch unsere Geschwister wurden von Existenzsorgen heimgesucht. Da war es besonders Prediger G.'s treuem Dienst zu verdanken, daß unsere Brüder und Schwestern sich nicht in den Geist des Aufruhrs und der Unbotmäßigkeit hineinziehen ließen, sich vielmehr auch in schwierigen Zeiten als Christen erwiesen.“¹³

Diese konformistische Haltung zeigte sich besonders schmerzlich in der Haltung der methodistischen Kirche im Ersten Weltkrieg, aber auch noch in der Zeit des Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg, obwohl ich aus persönlicher Erinnerung weiß, daß es bei vielen Gemeindegliedern einen inneren Widerstand gegen den Nationalsozialismus gegeben hat.¹⁴ Aber trotz der Bemühung zu beweisen, auch eine nationalbewußte Kirche zu sein, erwies sich der Connexionalismus doch immer stark genug, um die Verbindung mit der internationalen methodistischen Gemeinschaft nicht abreißen zu lassen und die Bildung rein nationaler methodistischer Kirchen oder Konferenzen in Kontinentaleuropa zu verhindern.

Dieses Gesamtbild hat sich in den letzten drei Jahrzehnten zumindest in Mitteleuropa grundlegend geändert, und zwar so stark, daß man wenigstens in Deutschland und in der Schweiz fragen kann, ob der Methodismus seine ursprüngliche Mission verloren hat. Als einer, der etwa seit 25 Jahren in unterschiedlicher Weise für die Entwicklung mitverantwortlich ist, muß ich natürlich über diese Dinge sehr vorsichtig reden. Ich empfinde gerade deswegen auch so etwas wie ein tragisches Moment in dieser Entwicklung, d. h. ich empfinde zugleich ihre Unausweichlichkeit und ihre problematischen Auswirkungen.

Gegen Ende der fünfziger Jahre war die Arbeit der Evangelisation in vielen Gegenden zur Routine und zu einer teilweise bedrückenden äußeren Form geworden. Wir haben diese Form zum großen Teil aufgegeben, aber es ist nicht gelungen, völlig überzeugende neue Modelle zu finden. Wir

haben nie aufgehört, die Frage nach dem Heil auf unseren Lippen zu tragen, aber ich bin nicht sicher, ob sie uns wirklich noch zutiefst bewegt, und es könnte sein, daß wir damit die „Seele“ des Methodismus verloren haben. Es dürfte in einigen unserer mitteleuropäischen Konferenzen schwierig sein, einen breiten Konsens in dem zu finden, was wir unter Heil verstehen wollen.

Zur gleichen Zeit und fast in derselben Weise haben wir die für den Methodismus typischen Gemeinschaftsformen aufgegeben. Die alten Klassenversammlungen waren zu einer leeren Hülse geworden, teilweise bestanden die Klassen nur noch auf dem Papier. Sie wurden abgeschafft, bevor eine überzeugende Alternative zu sehen war, und wir ringen noch heute um die Frage nach einem adäquaten Ersatz.

An die Stelle des alten Auftrages ist die selbstgestellte Aufgabe „Kirche zu sein“ getreten. „Wir sind auch Kirche“ – diesen Satz habe ich als junger Pastor oft gehört. Dieser Satz war sicher nicht falsch, aber er wurde meist nicht in der Absicht formuliert zu zeigen, wie denn nun die methodistische Bewegung ihr Kirchesein lebt, sondern in dem Bemühen, wie wir in verkleinertem Maßstab all das tun könnten, was die großen Kirchen tun. Dies betraf die Ausstattung und den Bau der Kirchen, die Liturgie und auch die Theologie. Ein kritischer Laie sprach in diesem Zusammenhang gelegentlich von der „Landeskirche de luxe“, die wir uns schaffen wollten. Vielleicht ist dies einer der Gründe, warum wir in manchen Bereichen unsere Jugend verloren haben. Herausführung aus der Enge, das war eine wichtige Parole, die wir auf unsere Fahnen geschrieben hatten, und wir haben versucht, für uns und die nachfolgende Generation ein neues, befreiendes Verständnis des Evangeliums zu entwickeln. Daß dies aber nicht nur Anpassung an großkirchliche Verhältnisse sein dürfe, sondern aufs neue kirchliche Existenz als Kontrastmodell zur herrschenden Gesellschaft ausweisen müsse, dies zu gestalten, ist uns nur wenig gelungen.

Natürlich war diese Entwicklung nicht nur negativ. Wir haben unseren Horizont theologisch erweitert. Ich möchte diese Befreiung nicht missen, obwohl wir dabei auch durch eine Phase des Kopierens hindurchgegangen sind. Wir haben im Methodismus wieder die soziale und gesellschaftliche Dimension entdeckt. Beispielhaft ist für mich in diesem Zusammenhang das Mühen der DDR-Konferenz um mutige und klare Stellungnahmen, während wir in Westdeutschland und auch in der Schweiz sehr viel Rücksicht auf die Ansicht unserer in der Mittelklasse verwurzelten Mitglieder nahmen.¹⁵ Aber insgesamt hat sich das Bewußtsein für die gesellschaftliche Herausforderung, die in unserem Auftrag liegt, doch sehr viel breiter

durchgesetzt, als dies noch vor dreißig Jahren der Fall war. Unsere diakonischen Einrichtungen sind weiter gewachsen. Sie sind uns dabei fast zu groß geworden. Und nur an wenigen Stellen gelingt es uns, nicht einfach das zu tun, was uns Staat oder Sozialversicherungssystem als Platz anbieten, sondern dort die Arbeit für Schwache aufzugreifen, die sonst niemand tut. Die Diakonische Kreativität des europäischen Methodismus hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr in Grenzen gehalten.

Ich meine auch beobachten zu müssen, wie wir immer wieder dazu neigen, unser connexionalistisches System zu mißbrauchen. Es scheint zur Schwächung von Eigeninitiative, zur Förderung von Mittelmäßigkeit und des Kompromißfähigen zu tendieren. Bevor wir aber den Kongregationalismus zum methodistischen Schimpfwort erklären, sollten wir erkennen, daß die Eigenverantwortung von Gemeinden und Pastoren ein wichtiges Gut ist, das nicht notwendigerweise auch in einen Gemeindeegoismus münden muß.

Gleichzeitig muß aber auch positiv vermerkt werden, daß die überkonfessionlichen Verbindungen und die Verantwortung für die Not anderer Konferenzen in den letzten Jahren sehr zugenommen hat und daß sich hier der Connexionalismus bewährt.

Im Blick auf unsere *ökumenische Situation* möchte ich drei Phasen umreißen, die in ihrem Ablauf ein sehr paradoxes Bild abgeben.

(1) In der Zeit der Ursprünge und des Wachsens der methodistischen Bewegung waren wir oft angefeindet und wenig anerkannt; zugleich war unser indirekter Einfluß auf andere Kirchen sehr groß. Eine Reihe von Arbeitsmethoden wurden dort von den Methodisten übernommen, und unterhalb der Ebene der akademischen Theologie gab es sicher auch sehr viele geistliche und theologische Impulse, die von der methodistischen Bewegung ausgingen.

(2) In der Zeit wachsender ökumenischer Anerkennung haben wir sehr viel mehr von anderen übernommen, was sicher nicht immer falsch war, aber doch auch die Gefahr einer gedankenlosen Anpassung in sich trug.

(3) Heute sehen wir uns plötzlich herausgefordert durch neue Bewegungen, die unsere frühere Funktion in Evangelisation und Gemeindeaufbau zu übernehmen scheinen und damit auch erfolgreich sind, so daß wir von außen (und auch von innen) unter den Druck geraten, ob wir unsererseits ihre Methoden übernehmen müssen. (In den USA ist es vor allen Dingen von seiten der Southern Baptists der Fall, in Deutschland besonders von seiten charismatischer freier Gemeinden.)

Ich kann auf Einzelheiten hier nicht eingehen, sondern möchte zusammenfassen:

Die Evangelisch-methodistische Kirche wird ihre missionarische Aufgabe wieder verwirklichen können, wenn sie erkennt, wo sie von ihrem Auftrag abgewichen ist, und neu versucht, ihn in zeitgemäßer Form zu erfüllen.

3. Der Weg in die Zukunft

Ich möchte versuchen, das, was ich als wichtige Wegmarkierungen für die Zukunft sehe, in drei Punkten zusammenzufassen.

a) Neuentdeckung der Botschaft

Ist es möglich, die Botschaft, die uns einst beseelt hat, wieder zu entdecken und neu für uns zu gewinnen – und zwar nicht als neuen guten Werbetext, sondern als das Fundament, auf dem wir stehen, als die Quelle, von der wir leben, als das Brot, von dem wir selber essen?!

Es geht also nicht zuerst um die Frage: „Wie sprechen wir vom Heil zu den Menschen unserer Zeit?“ sondern um die grundlegendere Frage: „Was ist Heil für mich? Wovon lebe ich? Was bedeutet für uns das ‚Glück, erlöst zu sein‘?“ Ich bin tief davon überzeugt, daß die Botschaft von Gottes vergebender, rettender und lebensverwandelnder Gnade, die Botschaft von Rechtfertigung und Heiligung, auch für die Menschen unserer Zeit so wichtig ist wie eh und je. Wenn sie uns selber wichtig und für uns grundlegend ist, werden wir auch Wege finden, anderen Menschen verständlich zu machen, was wir erfahren haben, und es ihnen glaubwürdig zu bezeugen.

Ich habe den Eindruck, daß die theologische Aufarbeitung dieser Frage in den letzten Jahren in gewissem Umfang geleistet worden ist; die Frage, die uns jetzt bewegen muß, ist die: Wie wird das theologisch Erkannte unter uns wirklich lebendig? Wie können wir den Gliedern in unserer Gemeinde dazu helfen, daß sie die grundlegenden Antworten des Evangeliums wieder als ihre persönliche, im eigenen Leben bewährte Erfahrung formulieren können?

Etwas weiteres muß bedacht werden: Wir teilen den missionarischen Auftrag mit anderen Kirchen. Die Mission in Europa, die Neuevangelisierung der Menschen in diesem Kontinent, ist nicht nur unser Thema. Wir haben also den Auftrag, gemeinsam zu fragen und zu bedenken, wie wir die Botschaft des Evangeliums den Menschen heute nahe bringen. Und wir dürfen dankbar feststellen, daß wir uns auch in der Frage nach der missionarischen Botschaft ökumenisch in vielem näher gekommen sind.¹⁶

Wir sollten ebenfalls anerkennen, daß andere Kirchen dabei auch andere Mittel einsetzen können als wir. In einigen Traditionen sind die sakramenta-

len und symbolischen Zeichen der Vermittlung der Gnade, die gerade manchen modernen Menschen helfen, das Evangelium aufzunehmen, sehr viel reicher und lebendiger entwickelt als bei uns. Andere Kirchen können aufgrund ihrer Tradition und ihrer Ressourcen mehr Möglichkeiten zur Lebensberatung oder zur intellektuellen Auseinandersetzung mit den Fragen unserer Zeit bieten. Wir sollten dies einfach dankbar anerkennen und mit nutzen, wo dies richtig und möglich ist, aber dann auch unsere Möglichkeiten mit einbringen.

Wo allerdings versucht wird, die missionarische Aufgabe allein durch Aufrechterhalten oder Wiederherstellen kirchlicher Strukturen zu erfüllen, wo also die Welt gewissermaßen einfach durch Aufstellen christlicher Ortschilder eingemeindet werden soll, da werden wir darauf bestehen müssen, daß das Evangelium tiefer reichen will und die Existenz des Menschen im Innersten berührt und verwandelt.

Mir scheint, daß uns hier gerade das Zeugnis von Menschen aus Gebieten, wo diese Ausprägung christlicher Botschaft ganz neu verkündigt wird, eine Hilfe sein kann. Wir erleben, wie wertvoll für sie ist, was uns schon selbstverständlicher und manches Mal eher ungeliebter Besitz zu werden schien. Wir erfahren, die Botschaft des Evangeliums hat ihre Kraft noch nicht verloren, und wir lesen voll Staunen und Dankbarkeit, was es sich Menschen kosten lassen, dieser Botschaft Folge zu leisten.

b) Neugestaltung von Gemeinschaft

Wir brauchen dringend neue Formen intensiver christlicher Gemeinschaft unter seelsorgerlichen und missionarischen Aspekten. Es sind Formen, die den Raum des Vertrauens aufbauen, in dem Glaube gemeinsam erlernt und Zeugnis miteinander eingeübt werden kann.

Wir haben in den letzten Jahren versucht, durch Hauskreise die Arbeit der alten Klassen wieder aufleben zu lassen. Das ist uns nur teilweise gelungen. Oft sind diese Hauskreise zu sehr sich selbst überlassen und zu sehr privat geprägt. Wie können wir sie noch verbindlicher und zugleich offener machen? Können uns hier die „Covenant Groups“ helfen, die in ihrem Auftrag begrenzt, aber zugleich klar strukturiert sind?¹⁷

Auch hier mag die Erfahrung junger Gemeinden Anregung und neue Inspiration für ältere bieten. Allerdings ist dort ein Problem noch nicht zu lösen, das wir vor allen Dingen in älteren ländlichen und kleinstädtischen Gemeinden haben. Die Menschen kennen sich sehr gut – wenigstens äußerlich –, und oft sind viele miteinander verwandt und brauchen eine gewisse innere Distanz, um langfristig miteinander leben zu können. Diese

aber verhindert Offenheit und Ehrlichkeit und damit auch das Aufdecken von Schwierigkeiten und deren Aufarbeitung in den Gemeinden. Hilfe in dieser Situation können Gemeindefreizeiten bieten mit der Gelegenheit des intensiven Zusammenseins in einer „Sondersituation“; aber auch dort, wo sich bei Tagungen und Kongressen Menschen verschiedener Gemeinden treffen, die sich noch nicht kennen, kann sich das notwendige vertiefte Gespräch ereignen. Die Frauen haben in ihrer Arbeit neue Formen des Miteinanders entdeckt, die gerade in dieser Hinsicht viele befähigt und bereichert haben. Wird es ihnen möglich sein, etwas von dieser Erfahrung in den Raum der Gemeinde weiterzutransportieren?

Dazu tritt die Aufgabe einer erneuerten Gemeinschaft in unseren Gottesdiensten. Der klarere liturgische Rahmen, den wir uns gegeben haben, ist sicher ein Gewinn; aber er muß und kann immer wieder neu mit Leben erfüllt werden.

In unseren Gottesdiensten müssen auch die Kinder und die jungen Leute vorkommen. Ein afrikanischer Bischof sagte mir: Wir hatten Schwierigkeiten mit unseren jungen Leuten, so lange sie nur „Sitz“ in unseren Gottesdiensten hatten; seit sie auch „Stimme“ in ihnen haben, sind sie Teil unserer Gemeinschaft und die tragende Schicht unserer Kirche!

Wenn wir von Neugestaltung der Gemeinschaft sprechen, geht es auch um die Neugestaltung unserer Connexio.

Dies ist zur Zeit und auch auf unserer Tagung ein viel strapazierter Begriff, und ich weiß nicht, ob ich ihn hier ausbreiten soll. Wir sollten uns bewußt machen, daß wir diesen Begriff in sehr unterschiedlicher Weise und auf unterschiedlichen Ebenen gebrauchen.

Connexio ist zunächst einmal ein sehr konkreter und kirchenrechtlich wirksamer Begriff, der es mit der Einbindung in die Jurisdiktion einer Kirche zu tun hat. Wir bezeichnen damit etwa die Strukturen der United Methodist Church (Evangelisch-methodistische Kirche) oder auch die Zugehörigkeit zur Britischen Methodistischen Konferenz.

Gleichzeitig signalisiert uns dieser Begriff die Herausforderung, diese Strukturen mit dem Geist des Bundes zu füllen, den Gott mit uns und den wir im Rahmen dieses Bundes miteinander geschlossen haben. Das bedeutet dann, daß eine methodistische Jährliche Konferenz eben kein Parlament mit verschiedenen Interessengruppen sein soll, sondern die Gemeinschaft der für die gesamte Arbeit Verantwortlichen darstellt. Dies stellt eine besondere Herausforderung für die Partnerschaft unter den Pastorinnen und Pastoren dar.

Ein weiteres Verständnis des Begriffes Connexio bezieht sich auf das partnerschaftliche Miteinander über Konferenzgrenzen hinaus, u.U. auch zwischen den Gliedern unterschiedlicher methodistischer Familienzweige. Wie wir dieses partnerschaftliche Miteinander gerade unter den Herausforderungen des heutigen Europas gestalten, war ein wichtiges Thema unseres Zusammenseins. Wir konnten feststellen, es gibt sehr viel Hilfsbereitschaft in diesem Bereich, und wir dürfen positiv festhalten, daß solche Hilfsbereitschaft nicht nur denen dient, die Hilfe empfangen, sondern auch diejenigen, die helfen, aus der Gefahr permanenter Selbstbeschäftigung herausführen kann. Doch ist damit zugleich auch wieder ein möglicher Negativaspekt verbunden. Die Hilfsbereitschaft kann stärker an der eigenen Aktion als an den wirklichen Bedürfnissen der anderen orientiert sein, sie kann sehr bald auch wieder Selbstdarstellung werden und so dem Partner mehr schaden als nützen. Eine Lösung für dieses Problem dürfte darin liegen, daß wir auf einen kontinuierlichen partnerschaftlichen Dialog zwischen allen Beteiligten hinarbeiten. Wo er geübt wird, wird man spüren, was die anderen wirklich brauchen, und aus öffentlichkeitswirksamem Aktivismus in eine tragfähige Treuebeziehung finden. In diesem Zusammenhang stellt sich mir die Frage, ob wir nicht stärker auf bilaterale Partnerschaften (nicht nur zwischen Gemeinden, sondern auch u.U. zwischen Konferenzen) setzen müßten, um diesen Prozeß zu fördern, da es eine Überforderung sein könnte, ständig das ganze Netzwerk der gesamten Connexio im Blick halten zu müssen.

Wichtig scheint mir auch Geduld und Offenheit in der Frage, was die Partner zu bieten haben, die äußerlich auf der Empfängerseite zu stehen scheinen. Wir sind oft beeindruckt von ihrer Durchhaltekraft und ihrem Zeugnis, stehen aber auch in Gefahr, sie mit unseren Erwartungen zu überfordern. Wenn wir sie fragen, wie das auf dieser Konferenz geschehen ist: „Welche Gaben habt ihr?“, werden sie uns manches Mal antworten müssen: „Das wissen wir noch gar nicht!“. Solcher Reichtum ist oft verborgen und offenbart sich erst, wenn wir wirklich miteinander leben und arbeiten.

c) Neue Hinwendung zu den Menschen

Es hat in der Vergangenheit unter uns gelegentlich den Streit um die Priorität zwischen Heil und Wohl gegeben, und wir haben immer wieder darauf hingewiesen, daß dies für uns keine Alternative sein könne. Aber im Grunde ist dies gar nicht die bedrängendste Alternative im Blick auf die Arbeit unserer Kirche. Sie stellt sich mir noch grundlegender in der Frage nach der Binnen- oder Außenorientierung unserer Arbeit. Viele unserer Gemeinden

sind im Grunde der Überzeugung, die einzige Aufgabe der Kirche sei es, für die Leute da zu sein, die sich zu ihr halten. Natürlich möchten sie auch evangelisieren, damit wieder Neue kommen, die die sich lichtenden Reihen auffüllen. Aber diese sollten sich möglichst gut in das bestehende Gefüge einfügen und fühlen sich gerade deswegen meist als Fremdkörper und bleiben bald wieder weg. Dankenswerterweise reagieren unsere Gemeinden auch sehr sensibel auf die Not in der Welt und sind in beachtlicher Weise bereit, Spendenaufrufen Folge zu leisten, aber sie sind oft hilflos, wenn es darum geht, die Not an der eigenen Haustüre zu erkennen und anzupacken. Gerade aber die Außenorientierung müßte ein Hauptkennzeichen methodistischer Gemeindegarbeit sein, wenn denn weiter gilt, daß unser Auftrag ist, Seelen zu retten, schriftgemäße Heiligung über die Lande zu verbreiten und die Gesellschaft zu reformieren!

Ich möchte eine *Reihe von Aufgaben* benennen, die wir angreifen müssen, um hier weiterzukommen.

Wir brauchen

(1) Hilfe zu missionarischem Lebensstil

Unsere Leute leben nicht allein, sondern im ständigen Kontakt mit anderen Menschen. Aber es fällt ihnen schwer, Alltag und Sonntag zu verbinden, menschliche Zuwendung und persönliches Zeugnis von Jesus Christus in einer natürlichen Weise zu verknüpfen. Wenn wir lernen, auch untereinander wieder unverkrampfter von geistlichen Fragen zu reden, haben wir schon einen wichtigen Schritt getan, dies auch Außenstehenden gegenüber zu können.

(2) Neue Formen evangelistischer Veranstaltungen

Wir brauchen nach außen offene und für Nichtchristen anziehende Veranstaltungen, die an den Bedürfnissen der Menschen und nicht nur an unseren Erinnerungen ausgerichtet sind. Ich denke hier z. B. an Glaubenskurse, Elternseminare, Familiengottesdienste oder Seminare zur Lebenshilfe.

In all diesen unterschiedlichen Formen könnte gerade der methodistische Akzent, daß wir persönliche Erfahrung mit dem Ruf zum Glauben und der Information über die biblische Botschaft verbinden, eine wichtige Hilfe sein.

(3) Entwicklung einer dialogischen Theologie

Wenn ich in diesem Zusammenhang von „Dialog“ spreche, meine ich das Gespräch mit dem Nichtchristen, gleich ob es ein moderner Agnostiker oder ein Angehöriger anderer Religionen ist. Es geht um ein Hören auf die Fragen und die Überzeugungen anderer, das verbunden ist mit einer möglichst verständlichen und begründeten Darlegung der eigenen Position, also

um „Apologetik“ im guten Sinne. Christliche Theologie muß und wird immer auch Selbstreflexion des Glaubens sein; aber sie darf nicht zum Selbstgespräch der Theologen oder der Christen unter sich verkommen, sondern muß das Gespräch mit den anderen suchen. Hier sind wir oft zu sehr im Fahrwasser der allgemeinen, volkscirchlich orientierten Theologie geblieben und haben noch nicht klar genug missionarische Alternativen entwickelt.

(4) Neue Wege persönlicher und gemeindlicher Diakonie

Eine Frage, die uns auf dieser Tagung immer wieder bewegt hat und die zum Zentrum unseres Auftrages gehört, lautete: Wer sind *unsere* Armen? Wo sind die Menschen, die am dringendsten unsere Hilfe brauchen.

Wenn man einem oberflächlichen Eindruck folgen würde, könnte man denken, daß diese Fragen zur Zeit in Osteuropa klarer zu beantworten sind. Es sind oft unsere Nachbarn, Leute wie wir, die mit den revolutionären Strukturveränderungen nicht Schritt halten können, sehr oft auch Leute innerhalb und am Rande der Gemeinde. Im westlichen Europa scheinen das auf den ersten Blick eher Leute einer exotischen Minderheit zu sein, Obdachlose oder Drogenabhängige, Leute also, die in einer ganz anderen Welt als der unseren leben und von uns kaum zu erreichen sind. Zugleich aber wissen wir, daß es auch in den sogenannten Wohlstandsgesellschaften des Westens sehr viel verborgene Armut gibt. In beiden Fällen gilt also die Frage: Wie erreichen wir die Betroffenen und was ist die sachgemäße Hilfe für sie? Es wäre aber fatal, wenn wir dieser Aufgabe ausweichen würden, nur weil dies eben nicht ganz einfach ist, und deswegen nur die Not jenseits der Grenzen sehen und ansprechen würden.

Gerade an dieser Stelle muß auch gesagt werden, daß in unseren Gemeinden in dieser Richtung viel geschieht. Eine kurze Umfrage in der Ostdeutschen Jährlichen Konferenz nach der missionarisch-diakonischen Ausrichtung der Arbeit unserer Gemeinden hat gezeigt, daß es ohne Schwierigkeiten möglich ist, sofort eine Handvoll von Gemeinden zu nennen, die sich z.B. in der Arbeit mit Ausländern engagieren. Das gilt sicher auch für andere Konferenzen, und dennoch sind wir noch weit entfernt von dem Ziel, daß jede Gemeinde an einer bestimmten Stelle ihre ureigene Aufgabe des diakonischen Einsatzes erkennt und erfüllt.

(5) Gesellschaftspolitische Diakonie

Es ist an einigen Stellen auf unserer Tagung deutlich geworden, daß karitative Einzelhilfe nicht genügt, um der Not im heutigen Europa Herr zu werden. Wir müssen uns einsetzen für mehr soziale Gerechtigkeit, insbesondere in den sogenannten Reformstaaten des Ostens, aber auch in den Län-

dern der Europäischen Union, in denen die Soziale Marktwirtschaft immer mehr dazu neigt, ihren sozialen Charakter abzulegen und das sogenannte soziale Netz immer stärkere Lücken aufweist. Was hier zu tun ist, können und sollen wir nicht alleine tun, sondern wir werden versuchen müssen, Koalitionen mit ökumenischen Partnern zu schließen und so weit wie möglich als Kirchen gemeinsam zu den Problemen unserer Gesellschaft zu sprechen. Dies ist nicht immer einfach, obwohl wir in Grundfragen durchaus einig sind; zumindest in Deutschland sind wir in den ökumenischen Gremien zur Zeit dabei, darum zu ringen, daß die Kirchen in dieser Sache mehr gemeinsam miteinander tun. Aber natürlich gehört in diesen Zusammenhang auch die Frage, ob es Dinge gibt, die wir als methodistische Kirchen aus dem Proprium unseres Auftrages heraus allein tun müssen und können.

(6) Methodistische Sozialethik

Angesichts der Orientierungsschwierigkeiten in unserer heutigen Gesellschaft müssen wir uns die Frage stellen, ob unsere Sozialen Grundsätze genügen, um diese Orientierung zu schaffen.¹⁸ So verdienstvoll sie sind, sie stellen doch an vielen Stellen eher eine Sammlung von Überzeugungen und Forderungen im Blick auf wichtige Themen dar als eine konsistente Darstellung unserer ethischen Grundauffassungen, aus denen sich dann die Einzelforderungen ergeben.

Haben wir oder brauchen wir eine Sozialethik in den Spuren John Wesleys, die aus dem Liebesgebot der Bergpredigt und der Goldenen Regel entwickelt ist und vergleichbar ist etwa der katholischen Soziallehre, der lutherischen Zwei-Reiche-Lehre oder der reformierten Auffassung von der Königsherrschaft Christi?

(7) Leben in der multikulturellen Gesellschaft

Unsere Gemeinden und ihre Glieder machen meist nicht den Fehler mancher ihrer „evangelikaleren“ Schwestern und Brüder, daß sie übereifrig und ohne Einfühlungsvermögen unter den Muslimen oder Hindus, die unter uns leben, missionieren. Aber damit ist leider oft eine Haltung der Nicht-Beziehung verbunden; man kümmert sich um diese Menschen wenig, da sie ja doch nicht als potentielle Glieder der Gemeinde in Frage kommen. Wir brauchen hier eine den anderen zugewandte Haltung menschlichen Interesses, die auch das Zeugnis des Glaubens nicht ausschließt, aber es eingebettet sein läßt in ein vom Geist der Liebe geprägtes Miteinander. Es gibt dafür auch in unseren Gemeinden positive Ansätze. Straßenfeste und Nachbarschaftsbegegnungen gerade auch in unseren größeren Städten führen oft zu guten Kontakten mit Menschen, die normalerweise mit unserer kirchlichen Arbeit nicht in Berührung kommen würden. Daß dies dann weiter-

geführt werden kann in Begegnungen und Gesprächen, muß noch versucht und eingeübt werden.¹⁹

Ich möchte diese Gedanken zusammenfassen und uns ermutigen, unseren Weg zwischen einer depressiven Selbstunterschätzung und eines überheblichen messianischen Selbstbewußtseins (das freilich zur Zeit unter Methodisten selten zu finden ist) zu finden. Wir dürfen davon überzeugt sein, daß wir mit dem Auftrag, der uns anvertraut ist, einen wichtigen Beitrag zur Mission der Kirche Jesu Christi in Europa leisten können. Ob dies in jedem Fall zum äußeren Erfolg führen wird, ist eine andere Frage. Es hat mich sehr beeindruckt, daß in unseren Bibelarbeiten – ob geplant oder nicht geplant sei dahingestellt – sich ein roter Faden gezeigt hat. Es ging um Opfer und Auferstehung, es ging um Kinderlosigkeit und die Verheißung neuen Segens. Es ist von denen, die uns diese Worte ausgelegt haben, sehr deutlich gemacht worden, daß es den direkten Weg zur Fülle und zum Reichtum vom Evangelium her nicht gibt. Was bedeutet das Wort Jesu: „Wer sein Leben verliert, der wird es erhalten!“ für eine Kirche? Diese Frage hat mich eine Zeitlang außerordentlich fasziniert, und es hat mich sehr beeindruckt, daß das Büchlein von Rupert E. Davies, *Methodism*, mit den Worten endet: „Is the Methodist Church prepared, if necessary, to die in order to live?“²⁰ Wenn ich es recht verstanden habe, ging es ihm damals um die mögliche Preisgabe der eigenen Sonderexistenz zugunsten einer Vereinigung mit der Kirche von England. Dieses Opfer ist dann der Britischen Methodistenkirche nicht abverlangt worden, und ich selbst beurteile die Situation für uns gerade in dieser Sache als recht komplex. Neben Anzeichen ängstlicher und krampfhafter Selbstbewahrung sehe ich auch eigentümliche „Selbstmordmechanismen“ im europäischen Methodismus, die nicht auf Hingabe, sondern auf resignierte Aufgabe der eigenen Existenz zielen. Das ist nicht der Sinn der Worte Jesu. Von daher habe ich mich vorsichtig auch manchen Erkenntnissen der Gemeindegrowthsbewegung geöffnet, obwohl ich nach wie vor die grundsätzliche Aussage unterstützen würde, daß Wachstum der Gemeinde nicht Ziel, sondern Frucht unseres Mühens um andere Menschen sein muß.

Das könnte uns zur folgenden These führen:

Die Evangelisch-methodistische Kirche verwirklicht dann ihre missionarische Aufgabe, wenn sie bereit ist, sich ohne Reserve auf ihren Auftrag einzulassen und dabei weniger an ihre Selbsterhaltung als vielmehr an ihre Existenz für andere zu denken.

Sie erfüllt diesen Auftrag, wenn sie bereit ist, von anderen zu lernen und mit ihnen, wo immer möglich, zu kooperieren, aber zugleich in aller Demut

dabei auch ihr „Modell“ von missionarischer Arbeit und Gemeindeaufbau anzubieten.

Sie erfüllt ihren Auftrag dann, wenn sie bereit ist, sich für andere einzusetzen und ihnen zu helfen, wo immer das möglich ist, und dabei auch prophetische Kritik an unserer Gesellschaft und unserer Verflechtung in ihr nicht scheut, ohne ängstliche Rücksicht auf die Kosten.

Solche zusammenfassenden Thesen sind freilich nun fast schon wieder zu abstrakt, um das auszusagen, was unseren Auftrag ausmacht. Das Ja, das man zu ihnen spricht, bekommt erst Gewicht und Bedeutung, wenn dieses Ja dann auch in der Praxis gelebt wird.

Dabei ist nun allerdings auch noch eine ganz andere Wahrheit des Evangeliums zu bedenken: Kirche Jesu Christi ist nie nur Aktionsgruppe, sie ist zugleich auch Raum für die „Mühseligen und Beladenen“. Dies beides nebeneinander zu stellen, schafft eine Spannung, die nur schwer überwindbar scheint. Aber ich bin der Überzeugung, daß dieser Widerspruch aufgehoben ist in dem, was ich die „Seele“ der methodistischen Bewegung genannt habe, nämlich durch die Botschaft von der rettenden Gnade Gottes. In ihr wird die große Einladung an uns ausgesprochen, die uns aufnimmt ohne Rücksicht auf das, was wir leisten oder vorweisen. Zugleich aber entfaltet sie die Kraft, um uns immer wieder neu zum Handeln für andere zu befähigen. Rechtfertigung und Heiligung, das sind die beiden Dimensionen, in denen wir immer wieder neu unser Christsein leben.

ANMERKUNGEN

- ¹ Vortrag, gehalten auf der Internationalen Konsultation der Evangelisch-methodistischen Kirche (United Methodist Church) zu Fragen der Mission im heutigen Europa, die vom 13. bis 18. September 1994 in Wien stattfand.
- ² Connexio (englisch: connexion/amerikanisch: connection) kennzeichnet die methodistische Kirchenstruktur als ein System der wechselweisen Verbindung zwischen Gemeinden, Bezirken und Konferenzen; vgl. Brian Beck, *Some Reflections on Connexionalism*, *Epworth Review*, May 1991, 48–59; September 1991, 43–50.
- ³ Der eindrucksvollste Beleg dafür findet sich in den *Minutes of Several Conversations between the Reverend Mr. Wesley and others; from the year 1744, to the year 1789*; Q. 26,11 (*The Works of John Wesley*, 3rd Edition, ed. Th. Jackson, London 1829–31; repr. 1984 *Works* 3 Vol. VIII, p. 310): „You have nothing to do but to save souls. Therefore spend and be spent in this work. And go always, not only to those that want you, but to those that want you most. Observe: It is not your business to preach so many times, and to take care of this or that society; but save as many souls as you can; to bring as many sinners as you possibly can to repentance, and with all your power to build them up in that holiness without which they cannot see the Lord.“

- ⁴ Vgl. W. Klaiber, *Aus Glauben, damit aus Gnaden. Der Grundsatz paulinischer Soteriologie und die Gnadenlehre John Wesleys*. ZThK 88, 1991, 313–338.
- ⁵ Vgl. zu diesem zentralen Anliegen wesleyanischer Soteriologie: W. Klaiber/M. Marquardt, *Gelebte Gnade. Grundriß einer Theologie der Evangelisch-methodistischen Kirche*, Stuttgart 1993, 251–303.
- ⁶ Vgl. dazu M. Marquardt, *John Wesley's „Synergismus“*. In: *Die Einheit der Kirche. Dimensionen ihrer Heiligkeit, Katholizität, Apostolizität*. Festschrift P. Meinhold, hg. von L. Hein, 1977, 96–102.
- ⁷ Vorwort zu „Hymns and Sacred Poems“ 1739 (Works 3, XIV, 321): „The gospel of Christ knows of no religion, but social; no holiness but social holiness.“
- ⁸ Vgl. dazu V. Schneeberger, *Theologische Wurzeln des sozialen Akzents bei John Wesley*, Zürich 1974; M. Marquardt, *Praxis und Prinzipien der Sozialethik John Wesleys*, Göttingen ²1986; Th. W. Jennings, Jr., *Good News to the Poor, John Wesley's Evangelical Economics*, Nashville 1990.
- ⁹ Vgl. Minutes (s. o. Anm. 3) Q. 3 (Works3, VIII, 299): „What may we reasonably believe to be God's design in raising up the preachers called Methodists? Not to form any new sect; but to reform the nation, particularly the church; and to spread scriptural holiness over the land.“ Zu den unterschiedlichen Fassungen der Überlieferung dieser Aussage Wesleys in England und in Amerika vgl. J. C. Logan, *The Evangelical Imperative: Wesleyan Perspective* (in: J. C. Logan ed., *Theology and Evangelism in the Wesleyan Heritage*, Nashville, 1994, 15–34) p.19. Interessant ist insbesondere die Veränderung in der britischen Ausgabe der Minutes von 1797, die formuliert: „To reform the nation, by spreading scriptural holiness over the land.“
- ¹⁰ *A Farther Appeal to Men of Reason and Religion (1745)*, Part II, (III, 11–24); in: *The Works of John Wesley*, Vol.11, ed. G. R. Cragg, Oxford 1975, 260–271.
- ¹¹ Vgl. dazu Karl Steckel/C. E. Sommer (Hg.), *Geschichte der Evangelisch-methodistischen Kirche*, Stuttgart 1982, 85–212.
- ¹² Michel Weyer, *Heiligungsbewegung und Methodismus im deutschen Sprachraum, Beiträge zur Geschichte der EmK* 40, 1991.
- ¹³ *Festschrift zum fünfzigjährigen Gemeindejubiläum der Evangelischen Gemeinschaft in Pforzheim am 3. November 1940* (herausgegeben von F. Mattes, Gemeindeprediger).
- ¹⁴ Zu den verschiedenen Aspekten dieses Problems vgl. Hans Witzel, *Die Mitteldeutsche Jährliche Konferenz in Wilkau 1933, Report einer kirchenpolitischen Krisenstunde, Beiträge zur Geschichte der EmK* 15, 1983; Karl Zehrer, *Evangelische Freikirchen und das „Dritte Reich“*, Berlin 1986; Herbert Strahm, *Die Bischöfliche Methodistenkirche im Dritten Reich*, Stuttgart 1989.
- ¹⁵ Dazu M. G. Kupsch, *Krieg und Frieden. Die Stellungnahmen der methodistischen Kirchen in den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Kontinentaleuropa*. EHS.T Bd. 455, S. 718–751, 848–895.
- ¹⁶ Vgl. W. Klaiber, *Gelebte Gnade. Methodistische Impulse zum gemeinsamen Auftrag reformatorischer Kirchen in Europa*. epd-Dokumentation 26, 1994, 29–34.
- ¹⁷ David L. Watson, *Wenn zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind – Verantwortliche Nachfolge in der Gemeinde*, Zürich 1990.
- ¹⁸ Die Sozialen Grundsätze der Evangelisch-methodistischen Kirche umreißen die ethischen Positionen, die von der Kirche vertreten werden; sie wurden erstmals 1908 formuliert und werden alle vier Jahre durch die Generalkonferenz ergänzt und verändert. Die letzte deutsche Fassung: *Soziale Grundsätze der Evangelisch-methodistischen Kirche*. Neufassung 1989, EmK heute, Heft 64, 1989.
- ¹⁹ Dazu: „Berufen zu Nächstenliebe und Christuszeugnis. Hilfen für die Begegnung mit Menschen anderer Religionen“ (Behörde für Mission und internationale kirchliche Zusammenarbeit der EmK, 1994).
- ²⁰ R. E. Davis, *Methodism*, Pinguin Books 1963, p. 208.